

einen entscheidend wichtigen »dritten Ort«. Hier entstand eine mehr oder minder einzigartige populäre Kultur, die die Sozialgeschichte der Stadt Paris entscheidend prägte. Von der sozialen Bedeutung des »Cafés« zeugt unter anderem die Tatsache, daß zwischen 16 und 23 Prozent aller Brautpaare als Trauzeugen einen Wirt mitbrachten. Gastwirte, deren herausgehobene soziale Stellung und Funktion von Haine ausführlich beschrieben werden, stellten damit – außer den Verwandten – die mit Abstand größte Gruppe unter den Trauzeugen. Innerhalb dieses weitgespannten Rahmens schildert Haine zunächst die Entwicklungsetappen der quantitativen Wirtshausexpansion, die – zwischen staatlicher Tolerierung und Repression – in der Dritten Republik von einer grundlegenden Liberalisierung profitierte. Hiervon ausgehend, analysiert er die im Verlauf des 19. Jahrhunderts zunehmende Neigung, Teile des Privatlebens – und auch des privaten Streits – in die begrenzte Öffentlichkeit des Wirtshauses zu verlegen. Besonders instruktiv ist ferner die Analyse des komplexen Beziehungsgeflechtes zwischen Arbeitsstätte und Wirtshaus. Unter anderem wird durch sie deutlich, daß insbesondere gelernte, handwerksnahe Arbeiter im Wirtshausbesuch eine Möglichkeit erkannten, dem wachsenden Disziplinierungsdruck der Arbeitswelt etwas entgegenzusetzen. Von hier aus ergaben sich denn auch vielfache, z. T. politisch aufgeladene Kollisionen mit der Staatsgewalt. Von Interesse ist nicht zuletzt die Rolle der Frauen, die im 19. Jahrhundert zur Stammkundschaft der Pariser Wirtshäuser zählten. Die Spannweite reichte dabei von Hausfrauen über Bekleidungsarbeiterinnen bis zur durch die Pariser »Café«-Atmosphäre scheinbar romantisierten Prostitution. Ob dagegen die Beschreibung der populären Trinkgewohnheiten tatsächlich als »social construction of the drinking experience« theoretisiert werden muß, sei dahingestellt.

Der problemorientierte, systematische Zugriff, dessen sich der Autor durchweg bedient, kommt der Schärfung des Untersuchungsgegenstandes und der Herausarbeitung seiner Facetten zweifelsohne zugute. Erkauft wird dies freilich durch eine gewisse Vernachlässigung der Chronologie. So liegt der empirische Schwerpunkt der Untersuchung doch eher auf der Zeit von ca. 1860 bis 1900, was einerseits durch den Gegenstand selbst, aber auch durch die Quellenlage – infolge des Brandes des Hôtel de Ville im Jahre 1871 – bedingt ist. Innerhalb dieses Zeitraums entfaltet der Autor durch die serielle Auswertung von Justiz- und Standesamtsakten sowie aufgrund zeitgenössischer Studien und Presseberichte ein beeindruckendes Panorama der Pariser »Cafés«. Damit hat er einen ebenso wichtigen wie innovativen Beitrag zur Sozialgeschichte der Stadt Paris im 19. Jahrhundert geleistet.

*Andreas Wirsching, Augsburg*

Kathleen Canning, *Languages of Labor and Gender. Female Factory Work in Germany, 1850–1914*, Cornell UP, Ithaca etc. 1996, 343 S., 7 Abb., geb., 35 £.

Kathleen Cannings Buch über Industriearbeit von Frauen in Deutschland in der zweiten Hälfte des 19. und in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts hebt kämpferisch an. Die Debatten um den »linguistic turn« haben, so die US-amerikanische Historikerin, in Deutschland kaum Widerhall gefunden; neuere Zugänge wie Alltagsgeschichte oder feministische Geschichtsschreibung seien nach wie vor marginalisiert (S. 6 f.). Ihre besondere Kritik trifft aber die deutsche Arbeiter/Arbeiterinnengeschichtsschreibung: Deren narrative Verengungen, durch die große – mehrheitlich weibliche – Gruppen ausgegrenzt würden, führt Canning vor allem auf die Orientierung an teleologischen Modellen der Klassenformierung zurück (S. 5). Das sind scharfe Töne – wie weit ihre Berechtigung reicht, vermag ich – als Österreicherin und in anderen thematischen und

regionalen Feldern forschend – nicht in allen Facetten abzuschätzen. Eine ähnliche Einschränkung muß auch hinsichtlich der detailreichen Darstellung gelten, die am Beispiel der Industrialisierung der Textilproduktion in Rheinland und Westfalen zentrale Entwicklungen von Klassen- und Geschlechterverhältnissen vor dem und im deutschen Kaiserreich sichtbar macht. Die Einordnung dieser umfangreichen Ergebnisse von Cannings Studie in den deutschen Forschungsdiskurs muß anderen Rezensenten/Rezensentinnen überlassen werden. Was hier geschehen kann, ist – neben dem Verweis auf die flüssige und spannende Erzählweise – zum einen die Sichtbarmachung einiger zentraler Thesen der Autorin, zum anderen die Auseinandersetzung mit dem – wie ich meine überzeugenden und innovativen – Kategorienrahmen ihrer Arbeit.

Kathleen Canning rekonstruiert die Ursprünge der Diskurse zur »sozialen Frage weiblicher Fabrikarbeit« im Kontext des Übergangs von häuslicher zu industrieller Textilproduktion im Rahmen der breiteren Transformation Deutschlands von einem Agrar- in einen Industriestaat. Ihr Interesse gilt dem diskursiven Milieu der Sozialreform und der Arbeitsschutzgesetzgebung ebenso wie den Formen, in denen dieses Diskursfeld die Strukturen und Erfahrungen von Arbeit – von Arbeitsidentitäten und Arbeitskulturen – bestimmte (S. 324). Die auf breiter Quellenbasis fußende Arbeit bedient sich sowohl textanalytischer als auch quantitativer Methoden und weiß ein weitgespanntes Themenfeld von Arbeitsmarktentwicklungen über gewerkschaftliche Strategien bis hin zu bevölkerungspolitischen Diskussionen souverän zu verbinden. In einem ersten Schritt der in drei Teile gegliederten Arbeit untersucht die Autorin am regionalen Beispiel strukturelle Transformationsprozesse der Textilproduktion, die sie im Kontext zeitgenössischer Deutungen dieser Veränderungen analysiert. In der Folge werden Funktion und Bedeutung weiblicher Fabrikarbeit in den nationsweiten Debatten und Normierungsprozessen, die um die Begriffe Sozialreform und Arbeitsrecht kreisten, zur Diskussion gestellt. Im dritten und letzten Teil schließlich sind die Erfahrungen von Arbeiterinnen, ihre Karriereverläufe, Arbeitsidentitäten und Arbeitskulturen Gegenstand der Untersuchung. Ein auf der kategorialen Trennung von »Haushalt« und »Erwerbsarbeit« ruhender »Schlüsselmythos« der deutschen Arbeiter/Arbeiterinnenbewegungsgeschichte wird dabei massiv in Frage gestellt: daß sich Frauen aufgrund von diskontinuierlichen Beschäftigungen, geringer Ausbildung und geringen Löhnen nur wenig mit ihrer Arbeit identifiziert hätten (S. 9).

Canning schreibt in ihrer Arbeit der Diskursanalyse einen zentralen Stellenwert zu, doch sie versucht dabei, neue Polarisierungen wie die Opposition zwischen »Diskursen« und »Erfahrungen« aufzulösen. Als »Diskurs« ist bei ihr eine spezifische »Konvergenz von Stellungnahmen, Texten, Zeichen und Praktiken« definiert, die historisch die Existenz einer öffentlichen Sphäre voraussetzt. Dementsprechend untersucht Canning Diskurse auch nicht nur in ihren inneren Arbeitsweisen, sondern stellt sie in den Kontext von materiellen Strukturen und Machtverhältnissen (S. 11). »Erfahrungen« stehen dazu in einer doppelten Beziehung – sie sind nicht bloß als das Erleben von Ereignissen, sondern auch als die Art und Weise definiert, wie Menschen die Ereignisse konstruieren, während sie sie erleben (S. 13). Individuelles und kollektives Handeln schließlich wird als Glied der Vermittlung zwischen Diskursen und Erfahrungen positioniert: Wo Erfahrung Bedeutungszuschreibung ist, heißt Handeln auch, vorstrukturiertes Wissen in Praxis umzusetzen. Diskurse wiederum blieben fixe und hegemoniale Systeme, würden sie nicht immer wieder durch das Handeln der Einzelnen wie der Kollektive transformiert oder außer Kraft gesetzt (S. 14). Mit diesem theoretischen Rahmen entgeht Canning der Dichotomie zwischen Festschreibung und Dekonstruktion, wie sich etwa an ihrer Umgangsweise mit dem Begriff »Verweiblichung« zeigen läßt, dessen verschiedene Bedeutungen sie analytisch auffächert. Damit sei in zeitgenössischen Diskursen sowohl die Infiltration von Frauen in zuvor männliche Arenen bezahlter Arbeit und damit die

Verdrängung von Männern von ihren Arbeitsplätzen angesprochen (S. 34), als auch die Transformation des Arbeitsprozesses selbst, die »männliches« Können und Kraft obsolet macht und damit die Arbeiter im Textilbereich »feminisiert«, aber auch in einem allgemeineren Sinn der Verlust eines spezifischen Lebensstils durch die Erosion von »Familie« und »Gemeinschaft«. »Verweiblichung« repräsentiert damit, so Canning, sowohl ein Set von rhetorischen Strategien als auch strukturelle Veränderungen von Produktionsverhältnissen, Technologien und Arbeitsbeziehungen (S. 35).

Cannings Arbeit basiert auf der These, daß die Textilindustrie – wiewohl weder repräsentativ noch typisch für die deutsche Arbeiter/Arbeiterinnengeschichte – von besonderer Bedeutung für diese Geschichte ist: als Sparte mit der größten weiblichen Industriearbeiterschaft, als besonderer Ort des Geschlechterkonfliktes in der Industrialisierung und als maßgebliches Feld der Interventionen des entstehenden deutschen Wohlfahrtsstaates (S. 14). Die Autorin stellt diese Argumentation in den Kontext von Besonderheiten der deutschen Geschichte: der spezifischen Gleichzeitigkeit von Industrialisierung, Formierung des Nationalstaates, Entstehung einer starken Arbeiterbewegung und der schnellen Ausbildung eines Wohlfahrtssystems (S. 327). Eine Frage, die Cannings lesenswertes Buch eher aufwirft denn beantwortet, ist jene nach den Verbindungen zwischen den »German peculiarities« und den spezifischen Verengungen der deutschen Arbeiter- und Arbeiterinnengeschichtsschreibung – Zusammenhänge, die es wohl nicht im Sinne der Festschreibung eines deutschen »Sonderweges«, sondern als Basis einer Analyse von Differenzen und Ähnlichkeiten zwischen verschiedenen nationalen Entwicklungen sichtbar zu machen gälte.

*Johanna Gehmacher, Wien*

Susanne Mutert, Die bayerischen Gewerkschaften im 19. Jahrhundert. Von den Anfängen bis zum Ende des Sozialistengesetzes (1868/69–1890), Klartext Verlag, Essen 1997, 295 S., geb., 58 DM.

Nach der jahrelangen Baisse der Arbeiter- und Arbeiterbewegungsgeschichte scheint das Interesse der Historikerinnen und Historiker sich allmählich diesem vielbeackerten Feld wieder verstärkt zuzuwenden. Dabei werden neue – kulturhistorisch inspirierte – Fragen gestellt, aber auch ältere Fragen auf neue Weise beleuchtet. So hat die Abkehr der »new labor history« von den Organisationen und Institutionen mittlerweile die Forderung provoziert »to bring the unions back in« – es sei eine »new old labor history«, die dem Gebot der Stunde entspreche (Howard Kimeldorf). Dieser Vorstoß kann sich auf große Plausibilität berufen. Trotz der langen und kaum noch übersehbaren Liste an Literatur zur Arbeiterschaft und Arbeiterbewegung wissen wir noch immer erstaunlich wenig über das alltägliche Leben und die soziale Praxis in den Organisationen. Warum wurden Arbeiterparteien gegründet; warum erwies sich gewerkschaftliche Organisation in manchen Berufen als leicht und naheliegend, in anderen dagegen nicht? Was waren die soziologischen Grundlagen von Organisationsbildung? Das alles sind Fragen, denen eine zeitgemäße Arbeitergeschichte nachgehen kann, welche die Organisationen selbst als Ort sozialen Lebens ernst nimmt und die unproduktive Gegenüberstellung von »Arbeiterkultur« und »Arbeiterbewegungskultur« zugunsten einer integrierenden Sichtweise überwindet. Von lokaler oder regionaler Detailnähe können solche Analysen, die jenseits programmatischer und personeller Kommandohöhen die »Normalität« der frühen Arbeiterbewegung im Blick haben, ohne Zweifel profitieren – allerdings nur dann, wenn lokale oder regionale Spezialisierung nicht lauter Sonderwege abseits einer eher unterstellten als nachgewiesenen nationalen »Normalentwicklung« produziert.